

Zeitschrift: Die Berner Woche
Band: 29 (1939)
Heft: 43

Artikel: Feldpredigt über Psalm 46, 1-8
Autor: Römer, M.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-649256>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 09.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Feldpredigt über Psalm 46, 1—8.

Von Hptm. M. Römer

Kameraden!

Unser Text spricht von großen Nöten, die uns betroffen haben. Bildlich werden diese Nöte verglichen mit dem Wüten des brausenden Meeres und mit den Bergen, die hinstürzen ob den entfesselten Kräften des wilden Elements. Ganz Europa (und damit auch unser geliebtes Heimatland, das mitten im Herzen Europas eingebettet ist), erlebt heute die Erfüllung dessen, was unser Text ausspricht. Der grauenhafte Krieg ist entbrannt. Hügel und Wälle stürzen zusammen über namenlosem Elend und Leid, wilde Fluten tosen dahin über die Länder und bringen Not, Verderben und Tod.

Indirekt sind auch wir von dieser Not betroffen. Gott gebe, daß es bei diesem in direkten Betroffensein bleibt. Große Opfer werden unserem Land auferlegt; Bangigkeit liegt auf dem Schweizervolk. Und wir alle haben uns von einem Tag zum anderen losreihen müssen von unseren Familien und von unserer beruflichen Arbeit, um uns für den Schutz unserer Heimat zur Verfügung zu stellen.

Angesichts dessen, was uns alle bewegt und bedrückt und in der Folgezeit noch mehr bewegen und bedrücken wird, gilt es, daß wir nicht nur äußerlich stark sind in Wehrbereitschaft der Waffen, sondern daß wir auch nach Kraftquellen suchen, die uns innerlich stark, ruhig und zuversichtlich allem begegnen lassen, was unser wartet. Und ich frage: Welches sind solche Kraftquellen, aus denen uns, sooft wir daraus schöpfen, Mut, Zuversicht und getrostte Ruhe zuströmen?

Eine solche Kraftquelle ist die Liebe zu unserem Heimatland, auf die wir uns in diesen Tagen so recht zu besinnen haben. Diese Liebe lehrt uns, daß wir von unserem rein persönlichen Wohlergehen weg schauen, den Kreis weiter ziehen und nur noch das Wohlergehen der Gesamtheit im Auge haben müssen. — In einem Gleichnis möchte ich unsere Heimat mit der Mutter vergleichen und möchte sagen: Denkt an eure Mutter, die euch liebte, die für euch sorgte, die alles tat, was zu eurem Wohlergehen förderlich war. Und nun würdet ihr vernehmen, daß eure Mutter in Gefahr und Bedrängnis geraten sei und eures Schutzes bedürfe. Könnte da einer von euch sagen: „Ach nein, ich mag mich jetzt nicht aus meiner Ruhe und Behaglichkeit stören lassen, ich bin jetzt mit mir und mit meinem persönlichen Wohlergehen zu sehr beschäftigt. Ich hoffe, daß es auch ohne meine Hilfe und ohne meine persönlichen Opfer der Mutter bald wieder von selbst besser gehen möge.“ Nein, ein schändlicher Sohn wäre das, der so von seiner Mutter sprechen würde; nicht würdig, daß sie ihn einst unter dem Herzen getragen, ihm das Leben gegeben und liebend für ihn gesorgt hätte. Sondern ein wahrer Sohn seiner Mutter würde sagen: „Wie, meine Mutter in Bedrängnis und Gefahr? O daß lasse ich alles fahren, ich eile hin und tue alles, was in meiner Macht ist, um meine Mutter zu schützen, gleichgültig, was aus mir wird. Schützend werde ich die Arme über meiner Mutter ausbreiten, auch auf die Gefahr hin, daß der Feind mich niederschlägt. Wenn ich den Schlag nur aufhalten kann, daß er nicht meine Mutter trifft.“ — So, liebe Kameraden, ist unsere Heimat mit der Mutter zu vergleichen. Erbärmliche Wichte wären wir, aber keine Schweizer, wenn wir nur Jahr um Jahr, Tag um Tag, darauf bedacht sein wollten, alle Segnungen zu genießen, welche die Schweiz — vergleicht's mit anderen Ländern! — ihren Bürgern und Bürgerinnen zukommen läßt. Nein, jetzt ist einmal die Stunde da, wo wir in glühender Dankbarkeit unsere heiße Liebe zur Schweiz durch die Tat der Opferbereitschaft bekunden können. Ich weiß, daß ihr mit mir fühlt, wenn ich ausrufe: „Mütterlicher Boden, geliebte Heimat, die mir bis her Schutz und Sicherheit verlieh, ich danke dir. Ich bin bereit, jedes Opfer zu bringen; ich hebe meinen starken Arm empor,

ich schütze dich!“ Diese gereinigte Liebe zu unserer Schweiz (wie sie sich auch in der Opferbereitschaft der wackeren Bevölkerung und in der Opferbereitschaft der Lieben daheim befindet), wird uns allen eine Kraftquelle sein.

Aber noch quillt eine andere Kraftquelle. Es ist dies nicht nur die Liebe zu unserer Heimat, sondern auch unsere kameradschaftliche Verbundenheit. Ich erzähle euch ein persönliches Erlebnis: Als ich dieser Tage etwas von den Schwierigkeiten vernahm, die sich in meinem beruflichen Lebenskreis daheim durch meine plötzliche Abreise ergeben hatten, da wollte eine Welle der Niedergeschlagenheit über mich kommen. Ich mengte mich aber, anstatt trüben Gedanken nachzugeben, unter eine Gruppe von Soldaten, die gerade mit Reabiliierungsarbeiten beschäftigt war und kam mit den Einzelnen ins Gespräch. Da erfuhr ich, daß jeder auf seine Weise innerlich einen ähnlichen Kampf durchzukämpfen hat. Und es wurde mir das eine klar: Unsere Kameradschaft wird in diesen Tagen eine wunderbare Vertiefung erfahren. Wir sind Brüder, durch die gleiche Schicksalsgemeinschaft solidarisch miteinander verbunden. Wir müssen das, was uns schwer macht, gemeinsam tragen; wir müssen einander aufmuntern, wir müssen die trennenden Scheidewände wegtun und einander mit offenem Herzen begegnen. Dann wird uns solche kameradschaftliche Bruderliebe eine Kraftquelle sein.

Kameraden! Und doch ist die größte Kraftquelle auch jetzt noch nicht genannt worden. Unser Textwort spricht von ihr, wenn es sagt: „Gott ist unserer Zuversicht und Stärke, eine große Hilfe in den Nöten, die uns betroffen haben. Darum fürchten wir uns nicht, wenn gleich die Welt unterginge und die Berge mitten ins Meer sänkten, wenn gleich das Meer wütete und wallte, und von seinem Ungeheuer die Berge einfielen.“

Ja, Kameraden! Gott ist unsere Zuversicht und Stärke. Ach, in ruhigen Zeitsäufen ist es so leicht, ein Christ zu sein, — so leicht, daß mancher gleichgültig überhaupt nichts nach Gott fragt, weil er meint, damit auszukommen, daß er sich auf sich selbst und auf sein Wohlergehen stützt. Über Notzeiten, die wecken uns aus aus dem Schlaf der Gleichgültigkeit, die legen uns einen Querbalken in den Weg, der uns hindert, den Alltagsweg gemütlisch weiterzugehen. Hinter und über diesem Querbalken aber steht Gott, der Herr, der uns aufruft, der zu einem jeden von uns spricht: „Hier bin ich, hier stehe ich vor dir, der du mich oft genug vergessen hast. Ich komme nicht, um dich zu strafen, sondern ich komme, um dir die Hand zu reichen, dich zu leiten, dir zu helfen.“

Kameraden! Wenn wir uns durch diesen Aufruf Gottes hinsinken lassen auf sein Wort, auf die Bibel, auf Gottes ewigen, unumstößlichen Plan, dann finden wir dort wohl die Wahrheit aufgezeichnet, daß die dunklen Weltmächte zur Entfesselung kommen, um die ganze Welt zu erschüttern. Diese Weissagung ist durch das heutige Weltgeschehen im Vollzug begriffen. Aber Gottes Wort verkündigt uns trostreich und helfend auch das andere, nicht nur die Unheilsbotschaft, sondern auch die Heilsbotschaft, daß Gott quer durch dieses düstere Weltgeschehen hindurch sein Reich aufbaut, die Kirche Jesu Christi, die ewig und unumstößlich ist, und zu der alle mithineingerufen sind, die in solch ernster Zeit den Ruf Gottes hören und sich mit Leib und Seele, im Leben und im Sterben, ihrem Gott und Christus anvertrauen. Und nicht die Weltreiche, die auf brutale Macht, auf Unterdrückung und Ungerechtigkeit ausgeben, werden den letzten Sieg davontragen, sondern Gottes Reich, welches Liebe, Freuden, Heil und Erlösung bringt.

Das ist die wahre Kraftquelle, aus der betend täglich neue Kräfte zu schöpfen ich euch von Herzen aufrufe: Unser auf das Wort Gottes gegründeter Glaube. Je stärker unser Gottver-

trauen ist, umso erquickender sind auch jene Freude, jene Zuversicht, jener Mut und jene Ruhe, die Gott denen ins Herz senkt, welche ihn lieben. Wie sagt doch unser Text so herrlich: Dennoch soll die Stadt Gottes fein lustig bleiben mit ihren Brünnlein, da die heiligen Wohnungen des Höchsten sind. Gott ist bei ihr drinnen, darum wird sie fest bleiben; Gott hilft ihr früh am Morgen. Die Heiden müssen verzagen und die Königreiche fallen; das Erdreich muß vergehen, wenn er sich hören läßt. Der Herr Bebaoth ist mit uns; der Gott Jakobs ist unser Schutz."

Kameraden! Der Reformator Martin Luther hat seinem Lied „Ein' feste Burg ist unser Gott“ den 46. Psalm, also unseren heutigen Predigttext, zugrunde gelegt. Wenn da von einer Burg gesprochen ist, wollen wir uns daran erinnern lassen, daß eine Burg einen geschützten, inneren Raum, den sog. „Burgfried“ hat, in welchem die kostbarsten Schätze aufbewahrt sind.

— In diesen Burgfried wollen wir uns immer wieder zurück-

ziehen, um dort die rechten Kräfte zu empfangen, die uns stärken und aufrichten: Die Kräfte der Heimatliebe, der kameradschaftlichen Brüderlichkeit und vor allem die Kräfte des Glaubens, die Kraft des Wortes Gottes. Dann aber wollen wir, immer wieder neu gestärkt, aus diesem Burgfried heraus auf die Schanze treten und dort mit ganzem Einsatz das tun, was uns die Pflicht gebietet.

Und sollten auch die größten Opfer verlangt werden, so trösten wir uns mit der Verheißung, mit der das Lutherslied abschließt:

Nehmen sie den Leib,
Gut, Ehr, Kind und Weib,
Laß fahren dahin;
Sie haben's kein Gewinn.
Das Reich muß uns doch bleiben.

Amen.

Am Allerseelentag

von Maria Dutli-Rutishauser

Als die Glocken des kleinen Dorfkirchleins Allerseelen einläuteten, saß Seppli, der Hüterbub, auf dem Lattenzaun. Der Abend dämmerte schon ein wenig, wenn es auch erst fünf Uhr war. Seppli fror. Das Gras wurde so spät im Herbst gar nie mehr trocken, und seine Holzschuhe hatten vorn ein Loch, durch das die Nässe eindrang. Eigentlich hatte man andere Jahre nicht so lange hüten müssen, doch die Bauern hatten einen schlechten Sommer hinter sich, da mußten sie das letzte Gräslein ausnützen.

Ganz bestimmt hoffte Seppli, es sei nun doch endlich Schluß. Der Bauer hatte ihn bis zu Allerheiligen gedungen, er hatte seine Arbeit redlich getan, nun wollte er doch wieder heim.

Heim! In des Bübleins Augen traten Tränen. War es die Stille der leeren Felder ringsum, das Läuten der Glocken oder das Heimweh, das ihn weinen machte? Er wußte es nicht — und dennoch ließen die blanken Tränen über seine sonnverbrannen Wangen.

Liese, die braune Kuh, drängte sich an den Buben heran. Ihr glattes Fell streifte seine nackten Füße. Er empfand es wie eine Liebkosung. Gleichzeitig fiel ihm ein, daß ihn seit langer Zeit niemand mehr gestreichelt hatte. Wie lange doch?

Ja, eben seit die Mutter tot war — die Mutter mit den guten Augen, den verschaffenen Händen, die dennoch so wohl taten, wenn sie ihm über den Scheitel strichen. Im Frühling war es gewesen, daß sie sich zum Sterben gelegt hatte. „Büblein“, hatte sie zuletzt gesagt, „Seppli, wenn ich im Himmel bin, dann seh' ich schon, wie's dir geht, und wenn du es nicht gut hast, dann hol' ich dich zu mir hinauf.“

Der Seppli wollte tapfer sein und würgte heraus: „Oh — es muß schon gehen!“

Die Mutter senkten sie in die dunkle Grube, und als er seinen Feldblumenstrauß niedergelegt hatte, folgte er dem Lindenhoftauben, der ihn als Hüterbuben einstellte. Seppli fand, es gehe doch ganz ordentlich, da er sich schon sein Brot verdienen könne. Aber es kamen Tage, an denen er weniger nach den Schüsseln voll Habermus oder dem währhaften Brote der Bäuerin verlangte, als nach der Liebe der toten Mutter. Schaffen und sich ducken ging schon, aber das Verzichten auf ein gutes, liebes Wort und einen freundlichen Blick — das war schwerer.

Seppli dachte an die Großmutter. Ja, die lebte noch, aber sie war mit dem Alter kindisch geworden, kaum, daß sie noch das Häuschen in Ordnung halten konnte. Zu ihr wollte er nun zurück, die ihn nicht erkannte, in die Stube, darin früher die gute Mutter gelebt hatte.

Ein lauter Pfiff riß Seppli aus seinem Sinnen. Das war der Bauer — nun hatte er gewiß die Zeit verpaßt. Mit den Händen fuhr er sich über die Augen und Gesicht, die Tränenspuren abzuwischen. Dann rief er das Vieh zusammen und trieb es durch den nebligen Spätherbstabend ins Dörlein zurück.

Den Abend lang sammelte Seppli, wie er es wohl anstellen sollte, den morgigen Allerseelentag frei zu bekommen. Der Bauer und seine Leute mußten ins Nachbardorf auf die Gräber ihrer Verwandten, und da würde er kaum erlauben, daß auch der Hüterbub wegging. Und richtig sagte die Bäuerin beim Nachessen:

„Seppli, morgen hüten wir zum letztenmal, nachher kannst dann heimgehen.“

Der Bub schluckte ein paarmal, dann brachte er stockend heraus:

„Bäuerin, wenn ich doch morgen — wenn ich auf Mutters Grab gehen dürfte.“

„Hast denn nicht gehört, daß wir morgen hüten — kannst dann meinetwegen nachher alle Tage zu Mutters Grab gehen, aber vorläufig bist du bei uns zum Schaffen.“

Damit ging die Bäuerin aus der Stube, und Seppli war es, sie sei ihm über das Herz getreten. Die Frau, die nie ein eigen Kind gehabt hatte, verstand die Sehnsucht des kleinen Buben nicht, am Tage der Toten an Mutters Grab zu beten.

Der Allerseelentag kam trüb und traurig in die Welt. Müßmutig stieg die Bäuerin zur Knechtkammer hinauf. Daß man den Buben auch noch wecken mußte, es war wirklich an der Zeit, daß man ihn entlassen konnte!

Aber das Wecken war umsonst. Als keine Antwort kam, öffnete die Bäuerin die Tür und fand das Bett des Buben leer, noch schön zurecht gemacht. Der Zorn stieg in ihr hoch. Also durchgebrannt war der Kerl, nicht einmal ausgehalten hatte er bis zum Schluß. Na ja, so war eben die Jugend! Ein Glück nur, daß er den Lohn noch nicht hatte. Der würde schon wieder kommen.

Seppli kam nicht zurück.

Er war spät am Abend aus der Kammer geschlichen. Nur über Nacht wollte er laufen, heim, zu Mutters Grab. Am Morgen würde er zur Arbeit wieder da sein. Am Wege brach er sich da und dort eine späte Blume, im Walde Tannenreis und Farrenkraut. Das wollte er als ganz kleine Gabe auf das arme Grab legen.

Aber der Weg vom Lindenhoft zum Friedhof des Heimatdörfchens war weit, die Nacht kalt und der Seppli müde. Als er